



## WAS BLEIBT? HEIDI TAGLIAVINI

---

Über 30 Jahre war die Schweizer Diplomatin Heidi Tagliavini vorwiegend in der früheren Sowjetunion (Russland, Georgien, Ukraine, Armenien) und im Balkan tätig. Unter den zwanzig bilateralen und multilateralen Einsätzen seien vor allem die rund 20 Jahre Friedensmissionen im Auftrag verschiedener internationaler Organisationen (UNO, OSZE und EU) in den Konflikten im Nord- und Südkaukasus und der Ukraine erwähnt. Nach dem Augustkrieg von 2008 in Georgien verfasste sie im Auftrag des EU-Minister Rates einen Untersuchungsbericht über die Ursachen und den wahren Sachverhalt dieses Konfliktes. Außerdem leitete sie seit 2009 für das Büro für Demokratische Institutionen und Menschenrechte (ODIHR) der OSZE in der Ukraine, in der Russischen Föderation und in Armenien verschiedene Wahlbeobachtungsmissionen für Parlaments- und Präsidentschaftswahlen. In ihrem letzten Einsatz leitete sie von 2014 bis 2015 im Auftrag der OSZE die Friedensgespräche zum Konflikt in der Ostukraine, die zu den Minsker Vereinbarungen führten. 2010 erhielt sie den Ehrendoktor der Universität Basel, der Universität Bern und 2015 der Franklin University of Switzerland. 2013 wurde ihr das Große Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich und 2015 das Große Deutsche Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik Deutschland, die OSZE-Medaille für besondere Dienste und weitere Ehrungen verliehen. Heidi Tagliavini spricht acht Sprachen und ist Mitglied des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes. – Adresse: EDA-Kurierdienst, zHv. Frau Botschafterin Heidi Tagliavini, Freiburgstrasse 130, 3003 Bern, Schweiz.

Wie bin ich bloß zu diesem Geschenk gekommen? Ein ganzes Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin! Ein Ausnahmezustand im besten Sinn dieses Wortes, nicht so, wie ich es

sonst von Einsätzen bei Konflikten und in Kriegen gewohnt war. Aber war das akademische Umfeld auch das Richtige für so jemanden aus der diplomatischen Welt, bereits im Ruhestand? Passte ich hierher? Jetzt, nach zehn Monaten auf dieser Insel im Grunewald kann ich das nur bejahen – was für ein Privileg!

Die Fülle der Eindrücke ist übergroß, dieses Jahr auf wenigen Seiten zu komprimieren, wird der Sache kaum gerecht, drei Dinge aber ragen heraus: das *Wissenschaftskolleg* als Institution und die Menschen, die es leiten, lenken und einen reibungslosen Betrieb sicherstellen, *mein Projekt* und das *Erlebnis Berlin*. Es war ein Jahr wie ein überreich gedeckter Tisch: Man weiß, dass man sich frei bedienen kann, ist sich aber auch bewusst, dass man sich vernünftigerweise beschränken muss, um nicht völlig übersättigt im Strudel der Ereignisse unterzugehen. Die Qual der Wahl, man bedauert fast täglich, dass man auf so viel verzichten muss.

Das Umfeld, der perfekt funktionierende Wiko-Betrieb in diesen stattlichen Villen im unvergleichlichen Grunewald, in dem alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen einfach für uns und unsere 1000 Wünsche da sind, ist beeindruckend. Der herausragenden Leitung gebührt mein großer Dank, allen voran der Rektorin Barbara Stollberg-Rilinger und ihrem Team, Thorsten Wilhelmy, Daniel Schönflug und Katharina Biegger. Aber auch allen anderen, die uns immer und überall Hilfe und Betreuung zukommen ließen, gilt mein Dank, von der rein organisatorischen, logistischen und technischen Unterstützung über die konkrete wissenschaftliche Beratung, von den unfehlbaren Bibliotheksdiensten mit Anja Brockmann und Stefan Gellner, von der Hilfe bei Interviews durch Katharina Wiedemann und vor den Kolloquien durch Sophia Pick und Frank Johannsen – immer war auf alle Verlass. Dass das alles viel Arbeit bedeutet, können wir nur ahnen. Dem IT-Team und speziell Gesine Rodewald gelang es sogar, mir die Schwellenangst für die Probleme mit der Elektronik zu nehmen. Und ohne Vera Pfeffer und Maike Schaper wären wir wohl alle ein wenig verloren gewesen. Und dann Ellen Lehmann, die Perle der Villa Jaffé, die zuverlässig und immer fröhlich hinter uns aufräumte, auch sie einfach unersetzbar. Täglich kamen wir zudem in den Genuss einer vorzüglichen Küche, die es an Einfallsreichtum und Vielfalt nicht fehlen ließ, mit der uns Dunia Najjar und ihr ganzes Team so zuvorkommend verwöhnten und das bereitwillig auf all unsere Spezialwünsche einging – und es gab deren viele. Alle Namen hier einzeln aufzuführen, dazu fehlt der Platz, aber den vielen Heinzelmännchen, die im Vorder- oder im Hintergrund mithalfen, uns dieses Jahr so angenehm und produktiv wie möglich zu gestalten, sei an dieser Stelle ein großes Dankeschön ausgesprochen. Bei so viel Unterstützung konnte es eigentlich nur an uns liegen, wenn es einem nicht gut ging.

Dass dieses Jahr trotz der beispielhaften Umgebung auch eine Herausforderung war, hat wohl eher damit zu tun, dass mein Projekt – die Aufarbeitung der Konflikte im postsowjetischen Raum, in denen ich im Einsatz gewesen war – wohl etwas zu hochgesteckt war. Da hieß es, sich drastisch zu beschränken; ich hatte viel zu viel Material und viel zu wenig Zeit, doch das wurde mir erst nach vier Monaten, gegen Ende des Jahres klar. Die schiere Fülle des Materials war erschlagend – wie hatten wir es damals, als ich in den Konflikten arbeitete, nur fertiggebracht, so viel Material, so viele Aktennotizen, Analysen, Kommentare und Vorträge zu produzieren; wer würde das alles jemals lesen? Es waren zehn Monate des Kampfes mit dem Material, des Ringens um die wichtigsten Aussagen und um die richtige Auswahl: Wie macht man die Komplexität historischer Prozesse zugänglich und verständlich, ohne übermäßig zu vereinfachen, aber auch ohne sich in Details zu verlieren? Es sind die Höhen und Tiefen des Schreibprozesses bis hin zum Schreibstau, doch darunter litten offenbar auch andere Fellows – wie tröstlich. Man konnte nicht anders als an Yvonne Owuors plastischen Vergleich mit dem ersten Entwurf ihres neuen Romans denken: „the vomiting edition“ nannte sie es. Ja, genau so war es.

Unvergesslich die Dienstagskolloquien, wo aus den Tisch- und Gesprächsgenossen plötzlich hochqualifizierte Fachpersonen wurden. Unter den kritischen Augen der Mit-Fellows wurde man hier auf die Probe gestellt – gar manch einer schien vor dem Auftritt mehr Lampenfieber vor den rund vierzig Fellows zu haben als vor jedem anderen Auditorium. Hatte man die Prüfung bestanden? Hatte man es geschafft, den kritischen, hinterfragenden, aber manchmal einfach auch nicht sachkundigen Fellows sein Vorhaben zu erklären? Sie zu überzeugen? Bei dem ganzen Spektrum der hochspezialisierten Fachgebiete reichten meine Kenntnisse bisweilen nicht aus, aber es bleibt die Bewunderung für die Exzellenz der Mit-Fellows, die reiche wissenschaftliche Palette, die uns da geboten wurde, und die Vielfalt der Forschungsgebiete.

Das andere Dilemma: wie sollte die doch beschränkte Zeit am Kolleg aufgeteilt werden zwischen dem eigenen Vorhaben und der Anziehungskraft Berlins? Freunde von fern und nah hatten mir geraten: „Genieße Berlin, so etwas kommt nur einmal!“ Den Spagat zu machen zwischen der selbstgesetzten Pflicht und dem überwältigenden kulturellen Angebot dieser Stadt, war nicht ganz einfach, und es bleibt das Bedauern über das Viele, das man noch hätte tun können, tun wollen, unbedingt hätte tun sollen.

Wie viele Aha-Erlebnisse! Das erste Mal in der Humboldt-Universität, dieser legendären und ehrwürdigen Hochschule und Vorzeigeobjekt in DDR-Zeiten. Erstmals betreten unter der kundigen Führung von Kathrin Biegger über Schleichwege hinter dem

Bahnhof Friedrichstraße, die an das geteilte Berlin denken ließen, über den Hintereingang hinein in das mächtige Gebäude. Erinnerste hier noch etwas an die Zeit vor 1989? Ja, natürlich der übergroße, ganz im sozialistischen Realismus gehaltene Kopf von Karl Marx im Treppenhaus – eine Faust aufs Auge; über diese Vereinnahmung von Humboldt durch die DDR-Ideologie konnte man nur erschauern. Heute wirkt der schwarze Marmorriese eher wie ein Kuriosum, der Übervater, ein Andenken an eine Verirrung der Geschichte, die man in diesen geschichtsträchtigen, 200 Jahre alten Bau hineingezwängt hatte. Als Kontrastprogramm dazu dann die Freie Universität, Manifest und Widerstand einer geteilten Stadt gegen den ideologischen Zwang, den man der ehrwürdigen Hochschule in Ostberlin auferlegt hatte. Erst hier in Berlin wird einem bewusst, welche Bedeutung in der Bezeichnung „Freie Universität“ steckt.

Aber da waren auch die vielen anderen, ideologisch weniger aufgeladenen Aha-Erlebnisse, das erste Mal im Konzerthaus – mit Andrés Schiff –, das erste Mal in der eigenwilligen Philharmonie – mit Simone Kermes, die Uraufführung in der Staatsoper von „Violetter Schnee“, ein Werk „unseres“ Beat Furrer, auch er in diesem Jahr Fellow am Kolleg. Und der Kontrast zur Staatsoper: die Deutsche Oper, so ganz anders – nüchtern. Die vielen Konzerte im originellen Pierre-Boulez-Saal – ein kleines Schmuckstück. Das so oft erwähnte Brecht-Theater mit dem von Eva von Kügelgen organisierten Besuch des „Kaukasischen Kreidekreis“ am ersten Samstag unseres Aufenthaltes – so vieles ist hier legendär, die Volksbühne! Und auch die nicht minder aufregende Schaubühne am Lehninger Platz mit ihren oft gewöhnungsbedürftigen Inszenierungen, aber auch all die vielen anderen Bühnen, an denen Abend für Abend Aufführungen stattfinden und die alle immer ausverkauft zu sein scheinen – auch das ein Geschenk.

Wie nicht anders zu erwarten, hinterlässt die Fülle des kulturellen Angebots zwangsläufig so etwas wie ein Gefühl von Frustration. Seit meiner Zeit in Moskau hatte ich keine vergleichbar lebendige Theater- und Konzert- und Kunstszene mehr erlebt. Aber Berlin bietet eben noch viel mehr, die Szene ist hier noch wesentlich vielfältiger, auch weil es in der Kunst hier kaum Tabus zu geben scheint – ein schier unerschöpfliches Angebot – da scheint es wirklich für jeden etwas zu geben. Es sind unzählige parallele Welten, die da nebeneinander existieren, und daran scheint sich niemand zu stören. Wer und was international Rang und Namen hat in Kunst, Musik, Literatur, Wissenschaft und Forschung und jeder, der freie Entfaltung und Gleichgesinnte sucht, kommt nicht um Berlin herum – Berlin verleiht das Qualitätszeichen. In puncto Vielfalt, Aktualität und Intensität ist diese Stadt das europäische New York. Das Leben läuft hier rund um

die Uhr, scheint nie stillzustehen. Und jeder kann sich in diesen verschiedenen Welten treiben lassen oder sich auch einfach seine Insel suchen.

Diese Insel war der Grunewald – eine Oase der Schönheit und Stille. Das Privileg, im wohl schönsten Appartement in der Villa Jaffé wohnen zu dürfen, war ein weiteres Geschenk des Wissenschaftskollegs – mein Traum, in einer Jugendstilvilla mitten im Grünen zu wohnen – hier war er. Ein Büro wie ein Ballsaal, wer hat das schon? Doch all die Monate über habe ich nie vergessen, wer die früheren Bewohner dieser Villa waren: Emmy und Georg Braun. 1940 mussten sie vor den Nazis nach Shanghai fliehen – dem einzigen Ort, wo man ohne Visum noch hinkam –, aber ihr Schicksal war grausam: Georg Braun starb dort 1941 offenbar an Hunger. Emmy Braun kam 1943 im Ghetto ums Leben. Die Stolpersteine vor dem Eingangstor sind ein lebendes Mahnmal. Die Familie Braun hat es in dieser großzügigen Villa Jaffé bestimmt auch einmal gutgehabt; jetzt durfte ich bei Vogelgesang und mit Blick auf riesige Eichen und Linden an meinem Schreibtisch sitzen und eine gute Zeit erleben! Als sie sich auf diesen schweren Weg machten, waren die Brauns ungefähr in meinem Alter – so etwas kann uns also allen passieren –, und sie stehen stellvertretend für so viele andere, im Grunewald und anderswo in Deutschland und in Europa, die Opfer einer unverständlich grausamen Zeit geworden sind!

Berlin und seine widersprüchliche Geschichte. Zufluchtsort für Emigranten aus aller Herren Länder und Ort der Vertreibung für Nichtgenehme. Für Geschichte hatte ich mich erst wirklich zu interessieren begonnen, nachdem ich in den 1970er-Jahren in der tiefsten Breschnew-Stagnation mit einem Stipendium in Moskau ein Jahr Literatur studieren konnte. Damals begriff ich, dass wir in Europa und erst recht wir in der Schweiz auf einer Art wohlbehüteter Insel lebten. Bereits als Diplomatin erlebte ich 20 Jahre später in Moskau den Zusammenbruch des Riesenreiches Sowjetunion – diese dritte große Erschütterung des an Katastrophen so reichen 20. Jahrhunderts. Die allgemeine Euphorie und der Optimismus von damals haben schon längst der Ernüchterung Platz gemacht, und diese wird uns noch lange begleiten. Wieder gibt es eine neue, unsichtbare, aber umso spürbarere Wand zwischen Ost und West.

Die Geschichte war in Berlin mein treuer Begleiter. Bis zu meinem Aufenthalt am Wissenschaftskolleg waren meine Kenntnisse der Geschichte Deutschlands und auch Berlins höchst rudimentär – eigentlich unverständlich, wo wir doch mit diesem Land so enge Beziehungen pflegen und zumindest eine Sprache gemeinsam haben. Aber, vor allem kannte ich die Geschichte der Teilung dieses Deutschlands kaum. Meine Fahrt aus

der Schweiz hierher nach Berlin führte mich durch Thüringen und Sachsen, wo die Folgen des 2. Weltkrieges und der Ost-West-Entfremdung auch heute noch spürbar sind. Die Spuren jener fatalen Trennung in Ost- und Westdeutschland nach dem 2. Weltkrieg sind dort, auch 30 Jahre nach dem Mauerfall, für ein geübtes Auge immer noch sichtbar. Die liebliche Landschaft in weiten Teilen der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, die sanften Hügel, die Täler und grünen Wiesen mit ihren malerischen Bächlein und Weiden, mit intakt scheinenden Dörfern, mit den vielen heruntergekommenen Bauernhäusern lassen einen ahnen, wie es in Deutschland in den 1930er-Jahren wohl ausgesehen haben mag. Heute aber sind sie Zeugen dafür, welches der Preis für diese scheinbare Idylle war. Auch heute noch sind die früheren Schneisen in Wäldern und Tälern unübersehbar – sie sind an den vor nicht allzu langer Zeit gepflanzten, noch jungen Föhren erkenntlich. Doch so langsam wachsen diese sichtbaren Zeichen einer unnatürlichen Grenze zu. Aber diese Todesstreifen, wie sie genannt wurden, lassen einen immer noch erschauern beim Gedanken, dass da vor nicht viel mehr als einer Generation noch eine hochgesicherte Trennungslinie durch das heute vereinte Deutschland lief, an der aus ideologischen Gründen auf Menschen, die aus welchen Gründen auch immer die DDR verlassen wollten, scharf geschossen wurde. Und obwohl in den Städten die Fassaden der Plattenbauten aus der sozialistischen Zeit mittlerweile kosmetisch verschönert worden sind, ahnt man noch immer, welch ideologisches Zwangskorsett den Menschen auferlegt worden war, damit sie nicht in Versuchung geraten sollten, sich in den Westen abzusetzen.

Kurz vor Berlin dann noch ein weiteres Mahnmal einer Vergangenheit, die für eine jüngere Generation kaum noch nachvollziehbar ist: Checkpoint Bravo, einer der Kontrollpunkte des Amerikanischen Sektors im geteilten Berlin, an der Grenze zur DDR, benannt nach dem zweiten Buchstaben (B) des NATO- und ICAO-Alphabets. Aus meiner langjährigen UNO-Militärbeobachtermission in Georgien war mir dieses Alphabet mehr als geläufig – es wies so unmissverständlich auf jenen prekären Ausnahmezustand hin, der nach einem Krieg leicht entstehen kann und der für die Zivilbevölkerung eine „normale“, angstfreie und menschenwürdige Existenz so schwierig macht. Das sollten wir nicht noch einmal erleben müssen.

Doch wie wir unterdessen wissen, können sich die Zeiten ändern; wer hätte noch in den späten 1980er-Jahren gedacht, dass das einst von der sowjetischen Besatzungszone vollständig eingekreiste Berlin, ja, dass ganz Deutschland dereinst wiedervereint sein würde? Wer hätte zu hoffen geglaubt, dass die Trennung Deutschlands überwunden

werden kann? Auch in diesem Sinn war der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg für mich wertvoll: eine Meisterlektion in Geschichte mit positivem Ausgang – Symbol für die Überwindung von Grenzen und Ausgrenzung und Absage an Einschüchterung, Hass und Unversöhnlichkeit. Das gilt es zu bewahren!

Es bleibt das Bedauern, nicht genügend Zeit für die Kontakte mit den anderen Fellows und all den verschiedenen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Wissenschaftskollegs aufgewendet zu haben, dabei waren sie ja die Kostbarkeit dieses Jahrgangs 2018/2019. Verpasste Chancen, die sich wohl kaum nachholen lassen, wie so Vieles im Leben – nicht genutzte Gelegenheiten, den eigenen Horizont zu erweitern und das in einem Rahmen, in dem einem alle wohlgesonnen waren, aber auch die Freude und das Staunen ob so viel Wissen, Können und Offenheit, die uns hier umgaben.